

Zeitschrift: Magglingen : Monatszeitschrift der Eidgenössischen Sportschule Magglingen mit Jugend + Sport

Herausgeber: Eidgenössische Sportschule Magglingen

Band: 41 (1984)

Heft: 9

Artikel: Sport, Arbeitswelt, Kultur

Autor: Kaech, Arnold

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-993658>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Sport, Arbeitswelt, Kultur¹

Arnold Kaech

Gehört der Sport zur Kultur? Welches ist darin sein Stellenwert? Über solche Fragen wird man noch lange diskutieren. Dass der Sport die kulturelle Szene beeinflusst, ist unbestritten. Ebenso eindeutig sind Abhängigkeiten von Sport, Arbeit und Freizeit vorhanden. Dieses Thema wird uns wohl in den nächsten Jahren noch stark beschäftigen, besonders unter dem Eindruck der sich abzeichnenden Entwicklungen der Arbeitssituation. Arnold Kaech ist einigen Fragen und Aussagen von Autoren nachgegangen und setzt sich mit ihnen auseinander.

Mich reizt der Lorbeer, Ruhe beglückt mich nicht, Gefahren zeugen Männerkräfte, Leiden erheben die Brust des Jünglings.
Hölderlin

Sport, Bruder der Arbeit?

Im Frühjahr 1954 hat *José Ortega y Gasset* seinen Festvortrag vor dem Deutschen Sportbund mit einer ungewöhnlichen Behauptung eröffnet: «Sport ist», so sagte er, «kein Spass, sondern, im Gegenteil, eine Anstrengung. Deswegen ist er der Bruder der Arbeit.»

Diese Ouvertüre reizt zu Widerspruch. Schon weil sie impliziert, dass Anstrengung kein «Spas» sein könne. Alle, welche den *gout de l'effort* als eine Haupttriebfeder des Phänomens Sport wie auch der individuellen sportlichen Leistung ansehen, werden auf den Plan gerufen. *Lauri Pihkala*, Kündler finnischer *Sisu*, spricht sicher für viele, wenn er meint: «Spezifischer Aspekt des Sportes ist die Freude an der Anstrengung. Sie kennzeichnet die sportliche Leistung und grenzt sie von den Mühen und Beschwerden der täglichen Arbeit ab.»

Es besteht Grund zur Annahme, dass Ortega y Gasset seine Zuhörer gleich zu Beginn aus konventionellen Gedankengängen aufschrecken wollte. Wie ein Fechter, der seine Garde öffnet, ein Boxer, der die Deckung herunternimmt, um den Gegner zu unbedachter Attacke zu reizen, mag er in den zwei Einleitungssätzen herausfordernd eine Angriffsfläche geboten haben. *Herbert Peckmann* schreibt denn auch in einem Aufsatz zu seinem 100. Geburtstag

Arnold Kaech war der erste Direktor der ETS. Nach seiner Karriere als Spitzenbeamter im EMD hat er sich nun wieder vermehrt als Publizist einen Namen gemacht.

(9. Mai 1983): «Es kam ihm darauf an, dass seine Zuhörer einen kleinen Unterschied zwischen den beiden Anstrengungsarten, Sport und Arbeit, entdeckten.» Und wirklich, Ortega hilft ihnen dabei selbst auf den Weg mit den Worten: «Die speziellen

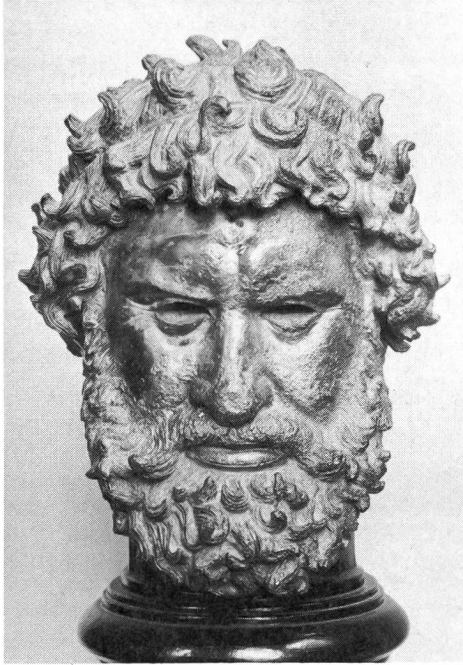
«sportlichen» Tätigkeiten sind... der direkteste, unmittelbarste Ausdruck des ersten grundlegenden Sinnes des Lebens, sind nicht zufällige Liebhabereien. Sie heben sich ab von dem Hintergrund der anderen notwendigen Anstrengungen, die als erzwungene über uns fallen.» Peckmann interpretiert diese Hinweise so: «Ein sportlich eingestellter Mensch würde demnach nicht Sport treiben, oder tätig werden, um



Marmorgruppe zweier Ringer. Kopie nach einem hellenistischen Werk des späten 3. Jahrhunderts v. Chr. Florenz, Uffizien.

¹ Dieses Essay wurde – mit geringfügigen Abänderungen durch den Autor – aus dem 32. Jahrbuch des Schweizerischen Akademischen Ski-Club 1983 übernommen. (De Clivo Press, Postfach, CH-8600 Dübendorf.)

etwas zu erreichen, denn das wäre ja zielgerichtet und Arbeit, also kein Sport. Nein, ein sportlich eingestellter Mensch handle vielmehr, weil er aus der innern Kraft schöpfend sozusagen aus Übermut aktiv würde.» Er meint, dass Sport wohl der Bruder der Arbeit sei; «der für das Leben bedeutendere Bruder», allerdings.



Kopf von Faustkämpfer (Satyros), von Silonon. Athen.

Homo Ludens

Es mag dahingestellt bleiben, ob der ohnehin facettenreiche und schwer fassbare Ortega y Gasset mit dieser Wertung «überinterpretiert» ist. Ihre Bedeutung liegt in der Hinführung zu einem andern Denker, zu *Johan Huizinga* (1872–1945). An dessen *Homo Ludens* kommt keiner vorbei, der sich über Zusammenhänge von Sport und Kultur Gedanken macht.

Wer solches unternehmen will, wird gut tun, zu beachten wie Huizinga in der Einführung die Risiken seines eigenen Vorhabens glaubt andeuten zu müssen: «Es ist aber nun einmal das Los eines Autors, der Kulturprobleme behandeln will, sich auf ein Gebiet wagen zu müssen, das er nicht genügend beherrscht.»

Wenn schon der illustere Holländer für sich selbst gewisse Gefahren nicht ausschliesst, wieviel mehr müssen sie sich vor dem eher in sportlichen als in kulturellen Dingen unterrichteten Verfasser dieses Aufsatzes aufürmen. Er wäre wohl davor zurückgeschreckt, hätte ihm Huizinga nicht selbst den Weg gewiesen: Er sagt es so: «Es hiess für mich: jetzt schreiben oder gar nicht schreiben. Schreiben über etwas, was mir am Herzen lag. Also habe ich geschrieben.» Das gleiche will ich – «toute proportion gardée» – wagen.

Huizinga hat bekanntlich dem *homo faber*, dem Menschen als Schmied der Welt und dem *homo sapiens* – von *Linné* so benannt und mit Attributen wie: klug, weise, vernünftig, ausgestattet – den *homo ludens*, den spielenden Menschen, gegenüber ge-

stellt. Er meint, dass «Spiel» den Menschen in einzigartiger und fundamentaler Weise auszeichne. Spiel sei der Generator kultureller Vorgänge, deren Vielfalt zu belegen Huizinga nicht müde wird. In ihren ursprünglichen Phasen sei die Kultur «gespielt». Sie werde zwar nicht aus dem Spiel geboren, aber sie entwickle sich im Spiel und als Spiel.

Dieses Spiel sei zweckfreie Tätigkeit ausserhalb der täglichen Pflichten. Sie werde als fiktiv empfunden, könne aber nichts desto weniger den Spieler voll in Anspruch nehmen: Er spielt sein Spiel ernsthaft. Er handelt ohne materielles Interesse, ohne Nützlichkeitsgedanken. Spiele laufen in nach Raum und Zeit vorgegebenem Rahmen und nach vereinbarten oder akzeptierten Regeln, in einer Stimmungslage von Freude, von Enthusiasmus, Hingerissensein, ab.

In weiteren Kapiteln deckt Huizinga den überraschenden Anteil des spielerischen Elementes bei der Entstehung und Ausgestaltung aller bedeutenden Teile des Gemeinschaftslebens auf: Kult, Dichtung, Musik und Tanz, Wissenschaft, Recht, Kampf und Krieg.

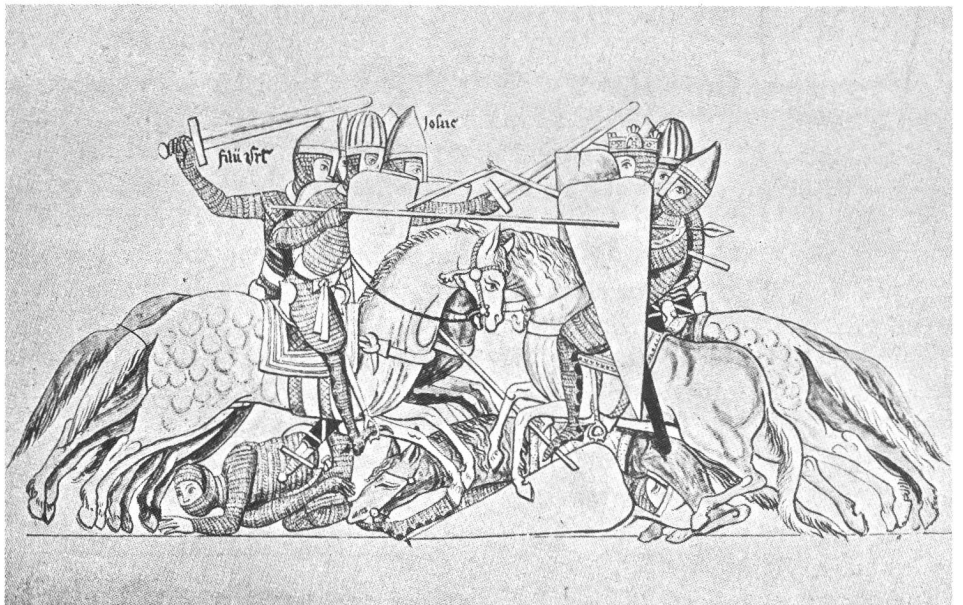
Wer seine Neugier auf Zusammenhänge zwischen Kultur und Sport richtet, wird das Werk Huizingas mit grössten Erwartungen zur Hand nehmen. Er wird zunächst nicht enttäuscht: In den archaischen Zivilisationen sind diese Zusammenhänge, wenn wir vorerst nun einmal – was natürlich nicht statthaft wäre –, Sport mit Spiel gleichsetzten, offensichtlich. Leuchtendes Beispiel ist der hellenische Kulturkreis mit seinen mannigfachen «Spielen», von denen die in Olympia gefeierten die weitaus bedeutendsten gewesen sind. Sie gingen auf kultische Ursprünge zurück und waren während Jahrhunderten Mittelpunkt des hellenischen Lebens. Nicht nur die besten Athleten, auch Staatsmänner, Philosophen, Dichter, Sänger, Künstler, Gaukler, kurz, wer immer in Hellas etwas galt oder gelten wollte, fand sich ein. «Die Spiele», schrieb Sir *Arnold Lunn*, «schenk-

ten uns die *Oden Pindars* und einen Teil der griechischen Kultur. In *Olympia* war es, wo der junge *Tukydidés* den *Herodot* seine Geschichte der Perserkriege vorlesen hörte und sich so daran begeisterte, dass er beschloss, auch unter die Geschichtsschreiber zu gehen.»

Wir finden hier – in wohl schönster Weise – Sport in die Kultur eingebettet.

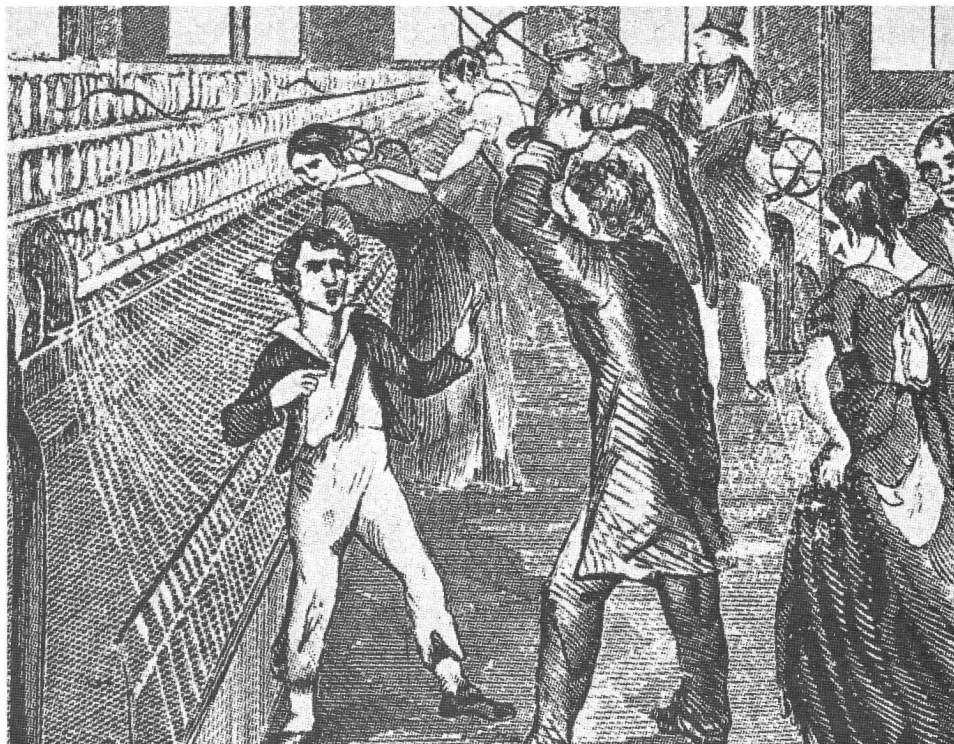
Huizinga geht sodann dem Anteil des Spielerischen in späteren Zeitepochen nach. Er stellt in der Kultur Roms, verglichen mit jener der Hellenen, eine geringere und «gröbere» Bedeutung des spielerischen Elementes fest: «Zirkusse und Theater für blutige, barbarische Spiele und eine liederliche Bühne, Bäder für eine eher erschlaffende als stählende Körperpflege, all dies zusammen macht kaum eine echte und rechte Kultur aus», so meint er. Auch wurden, wie *Christian Meier* in seiner *Cäsar-Biographie* hervorhebt, in Rom die Körperübungen zwar «meist sportlich betrieben, hatten aber gleichwohl eine direkte Beziehung zu dem, was man im Krieg gebrauchen konnte... Von griechischer Athletik hielt man nicht viel... nur als Zuschauer liess man sie sich gefallen». Sport diente als (wichtiger) Teil der Erziehung junger Adliger, vor allem bei der Formung des *Vir-tus*, des Manneswertes römischer Vorstellung. Dazu war für Rom der Schrei *panem et circenses* bezeichnend. Die römische Gemeinschaft konnte ohne Spiele nicht leben. Spiele waren – wie die Speisung – ein Anspruch, den die Bürger stellten. Seine Befriedigung war ein wichtiges Mittel der (popularen) Politik.

Das Christentum war sportlichen Spielen nicht wohlgesinnt. Nachdem «der Leib schon seit Platon immer eine schlechte Presse hatte» (Ortega y Gasset), wurde er von der Kirche an den Rand der Kultur verbannt. Er war gut zur Arbeit, aber für wenig sonst. Dominant war die Forderung, Fron als das Schicksal des Menschen zu akzeptieren. «Im Schweisse Deines Angesichtes sollst Du Dein Brot essen.» (1. Mo-ses,3,19.)



Mittelpunkt des kulturellen und gesellschaftlichen Lebens im Mittelalter waren die mit höfischem Prunk und nach peinlich zu befolgenden Regeln ausgetragenen Ritterturniere. Unser Bild zeigt ein als «Tjost» oder «Scharfrennen» bezeichnetes Einzelturnier um das Jahr 1170 (aus Martin Vogt, «Der Sport im Mittelalter»).

Die klassischen Olympischen Spiele ragten trotzdem noch während Generationen, wie ein eratischer Block, in diese christliche Welt hinein. Im Jahr 393 setzte *Kaiser Theodosius* dem heidnischen Treiben in Olympia ein Ende. *Die Spiele waren seit 776 v. Chr., also während 1169 (!) Jahren, ausgetragen worden.* Eine neue Zeit liess sie fallen wie einen zerschissenen Mantel. Je weiter der Leser Huizinga bei seinem Gang durch die Jahrhunderte bis in die Gegenwart folgt, desto weniger findet er seine Erwartung «naturgegebener» Zusammenhänge zwischen Sport und Kultur bestätigt. Dem letzten Jahrhundert wird im «Homo Ludens» ein Rückgang des spielerischen Elementes attestiert. Schliesslich findet man das harte Urteil, der moderne Sport sei der reinen Sphäre des Spielerischen immer mehr entfremdet und zu einem *Element sui generis* (für sich selbst) geworden. «Weder die Olympiaden noch die Sportorganisationen amerikanischer Universitäten, noch die laut propagierten Länderwettkämpfe haben den Sport zu einer kulturschöpferischen Betätigung emporheben können. Er bleibt, wie bedeutsam er auch für die Teilnehmer und Zuschauer sein mag, eine unfruchtbare Funktion, in der der alte Spielfaktor zum grossen Teil abgestorben ist.»



Disziplinierung eines arbeitenden Kindes in einer englischen Wollspinnerei um 1850 durch Auspeitschen – damals tägliche Norm.

Ruhm und Ehre

Sowenig wie nun aber Kultur einfach mit Spiel gleichgesetzt werden darf, ist Spiel alleiniges Kennzeichen des Sportes. Huizinga übersieht es nicht. Er bezeichnet den Wunsch, für überlegene Leistung gelobt oder geehrt zu werden, als eine der stärksten Triebfedern individueller und kollektiver Vervollkommnung. Bei den Körperübungen ist der Wunsch, sich auszuzeichnen, besonders dominant, ist doch das Resultat – der Gewinn des Rennens, der Sieg über den Gegner – unmittelbar und objektiv feststellbar. *Pihkala* weist darauf hin, dass im finnischen Synonym für «Sport», dem Wort *Urheilu*, auch die Vorstellung von «Muterprobung» mitschwingt. Das gleiche liesse sich vom schwedischen *Idrott* (norwegisch *Idrett*) sagen. Das Wort ist in der Umgangssprache durchaus gängig und hat die angelsächsische Bezeichnung kaum aufkommen lassen. Im *Idrott* eingeschlossen ist ein Element, das man mit «kühneln» bezeichnen könnte.

Ein enger Zusammenhang besteht auch mit der Ehre. Sie ist das höchste Gut der dem Ideal der Ritterlichkeit Verpflichteten, sei es in der arabischen Welt, in Japan oder im christlichen Mittelalter. Dem Begriff *ritterlich, chevaleresque* (heute zu *sporting* abgewertet), entsprach das griechische *aidos*. *Aidos* meinte mehr noch als *chivalry*. Das Wort bezeichnet «das ehrfürchtige Gefühl» für das, was man den Göttern schuldig ist, den Mitmenschen und sich. *Aidos* ist es, was einen Mann zum «aufrechten Kämpfer» macht, eine Eigenschaft, die *Pindar* am *Boxer Diagoras* rühmt (Lunn).

So verbindet sich im Sport der Drang «immer besser zu sein, die andern zu übertreffen» (*Homer: Ilias, VI.*), sie zu überragen an Leistung, wie auch an Kühnheit, mit spielerischem Tun, ja er beherrscht dieses. *La rage de vaincre*, «die Raserei zu

siegen», kann dabei zur Dominante werden. Den Wettkämpfer treibt sie zu einer Steigerung der Hingabe bis über seine Grenzen hinaus. Für die Zuschauer ergibt sich ein Gewinn an Dramatik. Die Griechen hatten dafür einen besonderen Sinn, räumten sie doch ganz allgemein dem *Agon*, dem Wettstreit, ein weites Feld ein. Huizinga berichtet von Bewerben um den Preis männlicher Schönheit, von Wettgesängen und Wettstreiten im Rätsellösen, im Essen, Trinken und Wachbleiben. *Alexander* soll den Tod von *Kalanos* mit einem gymnastischen und musikalischen *Agon*, verbunden mit Preisen für die besten Trinker, gefeiert haben. Die Folge: 35 Tote auf der «Kampfstätte». Sechs weitere Teilnehmer, darunter der Sieger, starben nach abgeschlossenem Wettstreit. Solch (übermässiges!) Resultat zeigt griechische Hingabe an das agonale Prinzip.

Man kann wohl sagen, dass es durch die Zeitläufe den Olympischen Spielen Bestand und Erfolg gesichert hat. Seine Überbetonung dürfte aber auch der tiefere Grund ihres Niederganges gewesen sein. Auf die heutigen Verhältnisse übertragen ist sie Ansatzpunkt für Huizingas Kritik am Sport.

Ora et labora

Es mag verlockend sein, Huizingas Ansicht über die Bedeutung des Spiels im Lichte des christlichen Gebotes: *ora et labora* (*bete und arbeite*), zu betrachten. Arbeit, so wissen wir, ist die ewige Strafe für den Verstoss gegen die paradiesischen Gesetze; das geduldige Auf-sich-Nehmen dieser Strafe daher eine Gott geschuldete Pflicht. «Obwohl die Einhaltung des Arbeitstages kennzeichnend für den Beginn aller Zivilisation ist, war es der westlichen Gesellschaft vorbehalten, Arbeit zur Tugend zu erklären», schreibt *Ernst Jokl*. In den archaischen Zivilisationen war die Teilung in

Arbeitende (Sklaven) und Freiheit von der Arbeit Geniessende natürlich. Die Fron der einen war die Voraussetzung für die Musse der andern. Arbeit der einen ermöglichte den andern Entfaltung im Spiel. Solche Ordnung ist zwangsläufig elitär. Wenige scheinen daran Anstoss zu nehmen; auch Huizinga nicht. Die gleiche Zweiteilung gilt – bei andern sozialen Strukturen – ebenso in späteren Zivilisationen. «Wer sollte uns den Acker buwen, ob Ihr alle Herren wäret?», predigte im 13. Jahrhundert *Bertold von Regensburg* den Bauern. Immerhin vermochte sich durch die Jahrhunderte hier und dort neben der Noblesse eine unterschiedlich breite Schicht des arbeitenden Volkes genügenden Freiraum für die Entfaltung eigener Wettkampf- und Spielformen zu bewahren. In der Alten Eidgenossenschaft standen sie zeitweilig in hoher Blüte. Der Zürcher Historiker *Walter Schaufelberger* charakterisiert sie wie folgt: «Kultisches schwingt im Untergründigen nach, Politisches geht im Ober-schichtigen mit, Kriegerisch-Militärisches ist auf beiden Ebenen, doch in unterschiedlicher Gestalt beteiligt.»

Kirche und Obrigkeit freilich sahen Ausbrüche aus der Arbeitswelt ins Reich des Spielerischen nicht gerne. Mit allerhand Verboten und Mandaten kämpften sie – besonders eifrig zur Zeit der Reformation und Gegenreformation – dagegen an.

Was wurde nicht alles «Zu Vermydung göttlichen Zorns» verboten, «uf as Gottes gerechter Zorn, straff und rutten vonn uns gewendet und genommen wurde», zitiert *Schaufelberger*. Und er hängt eine bezeichnende zeitgenössische Klage über die Verketterung von «Fechten, Steinstossen, Springen und derglychen dingen» an:

«Nun ists schier leider dahin kon wer yetz mit solchem tuet umbgon der wirt veracht, man tuot ihm weren.»



Olympische Spiele 1936 in Hitler-Deutschland: Ankunft der olympischen Flamme durch Fackelträger an der deutsch-tschechischen Grenze: Die Ära der für politische Zwecke missbrauchten Olympischen Spiele kann beginnen.

Wirkungsvoller als alle Vorschriften sollten sich die Fesseln erweisen, welche das anbrechende Industriezeitalter spielerischer Entfaltung auferlegte. Folgte, mindestens bei der ländlichen Bevölkerung, der Arbeitsanfall und damit auch eine gewisse Musse nach dem Wechsel der Jahreszeiten, so diktierten mit dem Aufkommen der Fabriken Maschinen und ihre Besitzer den Rhythmus. Er konnte grausam sein. Ein wahrlich erschütterndes Beispiel dafür hat *Ernst Jokl* veröffentlicht. Es handelt sich um Erhebungen, welche das «Komitee zur Untersuchung von Kinderarbeit in Fabriken» 1831 in England angestellt hat. Eine Kostgeberin von Fabrikmädchen – die Vorsteherin einer Children-Power-Unternehmung, würde man heute sagen – beantwortete die Fragen:

- Um wieviel Uhr morgens gingen diese Mädchen in die Fabrik?
- Während etwa sechs Wochen gingen sie um 3 Uhr morgens und arbeiteten bis 10 oder halb 11 Uhr nachts.
- Was für Pausen waren während diesen fast 19 Stunden Arbeit gestattet?
- Frühstück eine Viertelstunde und Mittagessen eine halbe Stunde; für Trinken eine Viertelstunde.
- War es schwierig, die Kinder am Morgen für diese übermässige Arbeit zu wecken?
- Ja, in den frühen Stunden mussten wir sie aus dem Schlaf aufnehmen und schütteln. Dann mussten wir sie auf den Boden stellen und anziehen, bevor sie zur Arbeit geschickt werden konnten.
- Wurden die Kinder von der Arbeit stark ermüdet?
- Oft haben wir ihnen, das wenige, das wir hatten, zu essen gegeben. Wir mussten sie schütteln und oft sind sie mit den Lebensmitteln im Mund eingeschlafen.

Die Untersuchung hat zu einem Gesetz über die Abschaffung der Kinderarbeit geführt. Sie wirft aber ein grelles Schlaglicht auf eine Gesellschaft, welche zwar passioniert «sportlichen» Vergnügungen nachging, sich seit 1711 jährlich an der *Ascot-Rennwoche* und seit 1780 am *Epsom-Derby* traf, aber weit davon entfernt war, «offen» zu sein. Am aufkommenden Sport, gebaut auf die Elemente Leibesübung, Agon und Chivalery, Ritterlichkeit, konnte der weitaus grösste Teil dieser Gesellschaft keinen Anteil haben. Sie war in den Arbeitsprozess eingespannt. «Der Gedanke, dass ein durchschnittlicher Bürger Zeit für Musse haben könnte, hatte vor noch nicht allzulanger Zeit etwas Revolutionäres. Wenn der Arbeiter nicht seiner



Epsom-Derby 1981: Wer sich zur Elite zählt, erscheint in Frack und Zylinder. Festliche Reverenz an Sport und Kultur oder gesellschaftlicher Snobismus?

Arbeit oblag, ruhte er sich davon aus, um neue Kräfte für die Arbeit zu sammeln.» Nun, die Revolution hat stattgefunden. «Die Einführung der Maschinen hat die körperliche Belastung durch Arbeit zu einem guten Teil vermindert.»

Die Maschinen, diese Tyrannen, sind mit der Verfeinerung der Technik zu Helfern geworden. Die Produktivität in fast allen Sektoren ist um ein Vielfaches gestiegen. In der modernen Industriegesellschaft ist Freizeit – erstmals in der Geschichte – nicht mehr das Privileg einer bevorzugten Schicht, sondern ein allgemeines Gut. Für seinen Gebrauch haben sich noch nicht hinreichende Modelle ergeben. Die Entwicklung ist den Vorstellungen und Vorkehrungen davongelaufen. Dass dem Sport bei der Lösung dieser Fragen eine tragende Rolle zukommt, dürfte indessen gesicherte Erkenntnis sein.

Was taugt Sport?

Sport ist sicher besser als er von Huizinga dargestellt wird. Es tut dem grossen Holländer keinen Abbruch, wenn wir feststellen, dass sein ungnädiges Urteil im Lichte seitheriger Entwicklung nicht stand hält. Huizinga war Kulturhistoriker, nicht Futurologe. Dem letzten Kapitel seines «Homo Ludens», in dem das Spielelement in der heutigen Kultur behandelt wird, stellte er folgende Feststellung voran: «Es ist an sich klar, dass die Zeit, von der wir sprechen, immer bereits geschichtliche Vergangenheit ist, eine Vergangenheit, die hinten abbröckelt, je weiter man sich von ihr entfernt.» Als Huizinga 1938 sein Werk zu Ende brachte, stand er unter dem Eindruck der damaligen Entwicklung des Sportes. Sie war anlässlich der Olympischen Spiele 1936 im Deutschland Hitlers besonders offenbar geworden und mochte in der Tat zu pessimistischen Schlussfolgerungen Anlass geben: Weitgetriebene Ausrichtung auf Eliten, ohne signifikant belebende Wirkung in Breite und Tiefe; Sport als Zugpferd des Chauvinismus; Verpflichtung zum Sieg für Führer und Vaterland und als Beweis für die Überlegenheit einer Rasse, eines politischen Systems.

Schlacken solcher Fehlentwicklung haften dem Sport immer noch an. Die Krise der Vorkriegsjahre hat er jedoch überwunden. Eindrücklicher noch, viel eindrücklicher, als die Verbesserung der Rekorde, die zu Huizingas Zeit galten, ist das damals unvorausehbare Anwachsen der Sportwelt. Wie ein belebender, erfrischender Strom geht sie über Länder und Kontinente hinweg. Sie sendet Bäche und Bächlein bis in die Länder, die aus der Dämmerung der Geschichte eben erst in die Völkerfamilie traten. Huizinga – lebte er heute – könnte nicht verkennen, wie sehr damit das ludi-sche Element an Verbreitung und vielleicht auch an Vertiefung gewonnen hat.

Zwei Dinge im wesentlichen hält Huizinga dem Sport vor: er bleibe «eine unfruchtbare Funktion in der der alte Spielfaktor zum grossen Teil abgestorben ist». Er habe sich nicht auf das Niveau «einer kulturschöpferischen Bestätigung emporheben können». *Primo*: Huizinga ist beizupflichten, dass manche Manifestationen des Spitzensportes ihren Platz mehr in der Arbeitswelt als im Spiel haben. Die Verknüpfung mit pro-

fession, Beruf also, Professionalismus, ist offensichtlich. Sie schliesst auch Amateure ein, deren Statut sich von dem der Berufssportler nur aufgrund sophistischer Reglementierung unterscheidet. Es ist denn auch nicht erstaunlich, dass hier weitgehend die Gesetze der Arbeit und die Taktiken des Arbeitskampfes Geltung haben: Anstellungsverträge, Abhängigkeitsverhältnisse, Geldstrafen, Entlassungsdrohungen, Entlassungen, Streikdrohungen, Streiks, Bestrafung der Streikbrecher mit physischer Gewalt, zum Beispiel Abdrängen an den Strassenrand, wie wir das jedes Jahr bei den grossen Radrundfahrten erleben. Es gäbe anderes anzuführen. Trotz alledem ist das Ludische auch hier noch gegenwärtig. Der Professional mag – über das Ganze gesehen – seinen Effort nach den Prämien dosieren. Schon die Berufswahl deutet jedoch darauf hin, dass sein Sinn nicht nach einer Arbeit steht, bei der nur die Norm erfüllt zu werden braucht. In seinem Innersten ist er dem Agon verpflichtet. Wenn er sich an den Grenzen menschlicher Möglichkeiten auf dem Rad

den Mont Ventoux hinaufquält, ist er mitten in diesem *Spiel*, bei dem es darum geht, «immer besser zu sein, die andern zu überreffen».

Ganz unbegründet ist jedoch die Ansicht Huizingas, in diesem Bereich habe das Spielerische zu oft vor den Gesetzen der Arbeit zurückzutreten, gewiss nicht. Die sportliche Seite findet bei solchen Betrachtungen ihrerseits gewisse «Kompensationen»: Manche forschen und denken in einer ludischen Ambiance. Manche Unternehmer scheinen den Regeln des Sportes mehr verpflichtet, als denen der Arbeit. Sie betreiben ihre Geschäfte wie einen Sport. Wir sehen, die Grenzen sind fließend.

Etwas wäre noch beizufügen: Niemand wird bestreiten, dass in Ballett und Schauspiel das Ludische den tragenden Grund bildet. Niemand wird einem Nurejev oder den grossen Mimen aber vorhalten, dass sie «lediglich» Arbeit verrichten, nur weil sie bezahlt werden.

Wie steht es mit den sportlichen Eliten?

Ein früherer UNESCO-Generalsekretär, René Maheu, hat den Schausport als «das

wahre Theater unserer Zeit» bezeichnet. Sollten seine Akteure nicht auf gleiche Wertschätzung Anspruch haben, wie ihre Kollegen vom Theater und Tanz? Mindestens in einem wesentlichen Punkt gleichen sich ihre Leistungen: Sie sind für den Augenblick bestimmt. (In was unterscheiden sie sich eigentlich?)

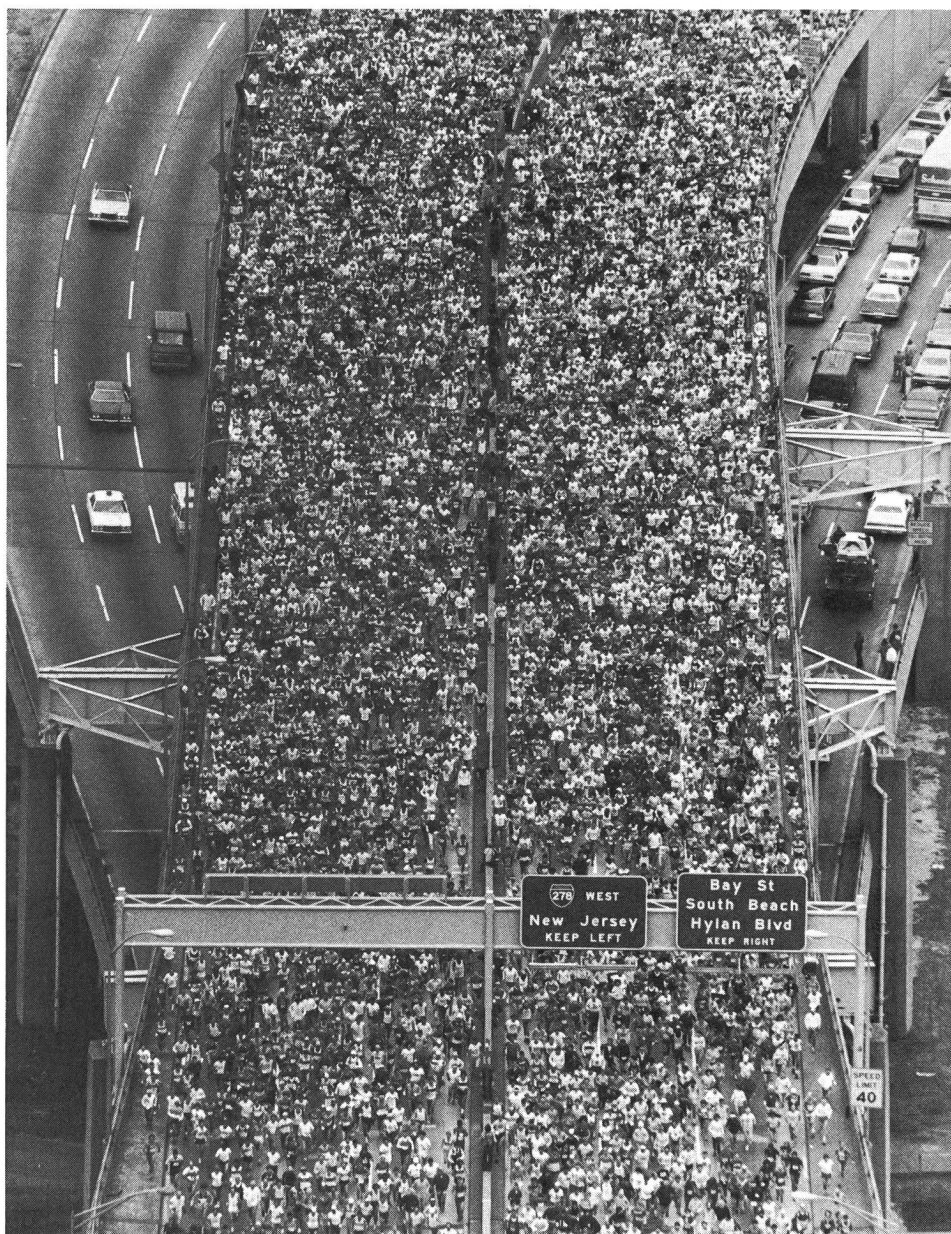
Secundo: Der Auffassung, dass Sport nicht «kreativ» in kulturschöpferischem Sinne sei, ist – mit allem Respekt – zu widersprechen.

Sportlicher Stil hat die Gesellschaft in einem Mass durchdrungen, über das wir uns nur deshalb keine Rechenschaft geben, weil wir daran gewöhnt sind. Es sei hier nicht von Mode die Rede, obwohl auch sie nicht ohne Bedeutung ist. Vielmehr geht es darum zu erkennen, dass ein Verhaltenskodex, eine Geisteshaltung, die uns der Sport gelehrt hat, zu einer der Leitplanken für unser Handeln in Gesellschaft und Öffentlichkeit geworden ist, die auch im härtesten (politischen) Getümmel nicht ungestraft übersprungen werden kann. Unsere «Kultur» verdankt dem Sport ein wichtiges Ordnungselement.

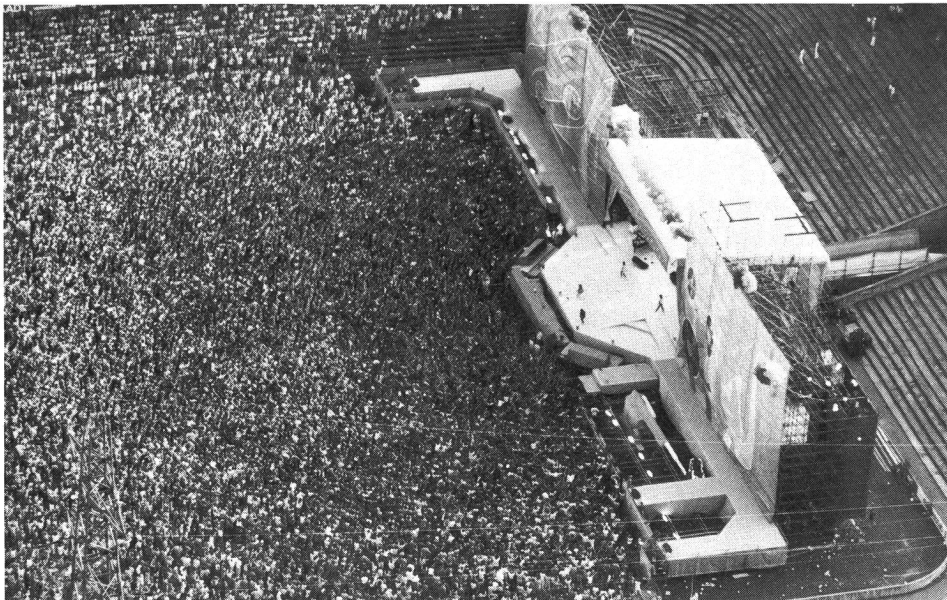
Als *kreativ* hat sich der Sport – und zwar gerade der Spitzensport – in unvorhersagbarer Weise gezeigt. Er hat nicht nur das «Bild des Menschen» nachhaltig verändert – ein Blick auf Photographien unserer Väter erübrigt weitere Erklärungen –, er schuf völlig neue Lebensgewohnheiten. Zehntausende laufen die Marathonstrecke durch die Strassenschluchten, über die Brücken, von New York. In der ganzen Welt vollbringen Heerscharen von Männern und Frauen Leistungen, die vor 50 Jahren noch wenigen Champions vorbehalten waren. Nicht zu zählen sind Skiläufer, Jogger, Rad- und Bergwanderer. Volkskavalkaden, Massenschwimmen, Radfahrertage mobilisieren die Trägen. Sportorganisationen, aber auch nicht organisierter Sport, der kommerzielle eingeschlossen, hören nicht auf zu wachsen. «Spiel-Feste» in grösster Zahl – Huizinga würde sich freuen – sind erfolgreich vom Sport her «animiert» worden. Sollte das nicht eine «kreative» Leistung sein?

Diese Leistung wird – einem Naturgesetz folgend? – in Übereinstimmung mit den Erfordernissen der Zeit erbracht: Der Mensch, dessen Kräfte sich nicht mehr «im Strom des Lebens» zu bewähren haben, der harter Arbeit entraten ist, über ein nie dagewesenes Mass an Musse verfügt, findet im Sport den notwendigen Ausgleich. Es mag dahingestellt bleiben, ob es sich dabei, wie manche glauben, um einen «arterhaltenden», biologischen Reflex handelt. Wichtig ist, dass der Ursprung im Sport liegt, dass der Sport den Weg weist – etwas, was ihm Huizinga offenbar nicht zutraute.

Ein frappantes Beispiel: In Zermatt, dieser Metropole des Tourismus, wurden an den sonnigen Hängen gegen Hohbalmen hinauf seit Jahrhunderten Roggenäckerlein unterhalten; die höchsten bis gegen 2000 m über Meer. Hier und an steilen, nur auf den Knien zu bearbeitenden Kartoffelfeldern kämpften Männer, Frauen und Kinder seit der ersten Besiedelung «im Schweisse ihres Angesichtes» für ihr «tägliches Brot». Dieser Notwendigkeit sind die Zermatter enthoben, seit Wympfer ihren Berg, das



Die Masse im Banne des Sportes: 15 000 Läufer und 2,5 Millionen Zuschauer am New York City-Marathon 1981.



Konzert der Rolling Stones im Stadion St. Jakob in Basel 1982.

Matterhorn, berühmt gemacht und die Bahn ihr Tal – auch im Winter – erschlossen hat (1928). Die Äcker sind heute vergandet, die alten Wege aber noch begehbar, und die von Menschenhand geschaffenen Terrassen einst fruchtbaren Bodens erhalten. Doch wo früher der Roggen der Reife entgegenwuchs, finden sich heute die Stationen eines Vita-Parcours. Auf den vom Schweiss der Generation getränkten Pfaden mühen sich Jogger ab, denen ihre Arbeitswelt keine genügende Übung des Körpers mehr zu bieten vermag. Was würde aus der Menschheit, wenn der Sport nicht «kreativ» wäre?

Zeugen unserer Zeit

Zum Thema «kulturschöpferischer Sport» abschliessend noch folgende Hinweise aus etwas anderem Blickwinkel: Viele begreifen «Kultur» als das, was frühere Zivilisationen uns sichtbar, fassbar, hinterlassen haben. Die klassischen Spiele des hellenischen Zeitalters verbinden sie mit der *Statue des Götterboten Hermes*, von *Praxiteles* geschaffen und von *Ernst Curtius* in Olympia ausgegraben. Oder sie denken an den *Zeus-Tempel* mit der Figur des *Appolon* in der Mitte des West- und der Männergestalt des Gottvaters selbst im Ostgiebel.



Zeitalter der Super-Athleten: Carl Lewis, USA.

Die *Kathedrale von Chartres* wird in solcher Betrachtung zum Inbegriff mittelalterlicher Kultur; die *Freiheitsstatue*, an der Einfahrt zum Hafen von New York versinnbildlicht mit ihrer Fackel die zukunftsgläubige Welt gegen Ende des letzten Jahrhunderts.

Wird der Sport unserer Zeit solche Zeugen hinterlassen?

Wir haben allen Grund, es anzunehmen. Wenn nicht eine Katastrophe, weit schlimmer als die Erdbeben, welche in den Jahren 522 und 551 Griechenland erschütterten, Korinth in Trümmer sinken und die Säulen des Zeus-Tempels in Olympia einstürzen liessen, die Welt heimsucht, werden Zeugen des Sportes unserer Zeit – Kulturzeugen – Späteren allgegenwärtig sein. *Papst Johannes Paul II.* hat auf die erstaunliche Tatsache hingewiesen, dass zu praktisch jeder Gemeinde, die eine Kirche hat, auch ein Sportplatz gehört. Omnipotenz des Sportes. Die eigentlichen Stadien sind zu Sammelbecken menschlicher Begegnungen geworden. An Grösse übertreffen sie jeden Dom. Wenn *Billy Graham* zu seinen Angängern predigen will, muss er ein Stadion mieten. Die 80 000 Jungen oder Pseudojungen, welche die *Rolling Stones* oder die *Supertramps* zu hören (und zu sehen) beehrten, füllten an zwei Abenden das grösste Stadion des Landes. Fast ebensoviele, 70 000 im ganzen, kamen im Hallenstadion von Oerlikon zur *Aida-Aufführung*. Es geht hier nicht darum, solchen Massen-Kulturkonsum kritisch zu werten. Die Tatsache, dass in einem wohl nie gekannten Ausmass Sportstätten auch Kultur- und – im Falle von *Billy Graham* – Kultstätten sind, ist aber doch der Erwähnung wert. Ein Beispiel besonderer Art – wegweisend vielleicht für künftig noch engere Integration von Spiel und Sport in den gesellschaftlichen Gesamtbereich – ist die Schaffung eines kombinierten Schwimm-Bade-Freizeit- und Verkaufszentrums, in das eine der bedeutendsten (auch auf kulturellem Gebiet tätigen) Verteilerorganisationen der Schweiz 80 Millionen investiert. In etwas anderer Art wird hier eine Entwicklung fortgesetzt, die mit der Ausgestaltung der ursprünglich oft

trostlos öden Turnhallen zu anspruchsvollen Mehrzweckbauten, welche sowohl sportlichen wie kulturellen Tätigkeiten dienen, ihren Anfang genommen hat.

Manche Sportstätten dürften auch von künftigen Generationen als bedeutend, als «schön», mindestens als zeittypisch, so wie das *Kolosseum in Rom*, empfunden werden. Das Aztekenstadion von Pedro Ramirez Vasquez in Mexico-City zum Beispiel oder der Komplex von Schwimm- und Turnhalle mit Zufahrtsrampen, bereitgestellt für die Olympischen Spiele 1964 in Tokyo. Vom Sportlichen her, also funktional, ergeben sich Anregungen, die weit über diesen spezifischen Bereich hinaus ihre Wirkung entfalten. *Otto Frei* hat auf die zunehmende Leichtigkeit von Material und Konstruktion hingewiesen, die vor allem auch bei Freizeitbauten zur Anwendung kommt. Sporthalle und Auditorium Maximum einer arabischen Universität wird als Beispiel dargestellt. Eine stützenfreie Membrane bildet Wandung und Dach zugleich. Sie ist in acht Punkten hochgezogen und umfasst mehrere tausend Quadratmeter einer bewegten Form. Typisch für «bewegte Form» sind auch die einem Beduinendorf nicht unähnlichen olympischen Bauten in München.

Die hier angedeutete Tendenz im Sportstättenbau ist der «Kulturbeständigkeit» im archäologischen Sinne vielleicht nicht besonders förderlich. Künftige Generationen werden aber auch solch vergänglichen Konstruktionen zusammen mit allem, was den Sport unserer Tage kennzeichnet, in einer Unzahl von Mediotheken und andern Speichern begegnen. Es ist deshalb Gewähr dafür geboten, dass der Nachwelt für die Beurteilung der Zusammenhänge von Sport und Kultur im frühen Atomzeitalter reichliches Anschauungsmaterial zur Verfügung steht. Voraussetzung ist freilich, dass es der Menschheit gelingt, die von ihr gespannten Zündmechanismen totaler Zerstörung zu sichern. Versagt sie bei dieser wichtigen Aufgabe, sind auch solche Zeugen unserer Epoche von keinem Belang mehr. ■

Literaturhinweise:

Diem, Carl: *Poesie des Sportes*. Olympischer Sport-Verlag Stuttgart. Elias, Norbert: *Über den Prozess der Zivilisation*. Suhrkampfs Taschenbuch Wissenschaft. Frei, Otto: *Natürliche Konstruktionen*. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1982. Huizinga, Johan: *Homo Ludens*. Akademische Verlagsanstalt Pantheon, Schweizerische Lizenzausgabe, Burg-Verlag, Basel, 1944. Jokl, Ernst: *Sport and Culture*. Pergamon Press, Oxford, 1964. Jokl, Ernst: *Sports in the Cultural Pattern of the World*. Institute of Occupational Health, Helsinki, 1965. Maheu, René: *Sport and Culture*. UNESCO. International Journal of Adult and Youth Education, Vol. XIV, No. 4, 1962. Meier, Christian Caesar: *Severin und Siedler*. Berlin 1982. Ortega y Gasset, José: *Vom sportlichen Ursprung des Staates*. Gesammelte Werke, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. Peckmann, Herbert: *Zum 100. Geburtstag von José Ortega y Gasset*. Olympische Jugend, 6.83, Limpert Verlag GmbH, 6380 Bad Homburg v.d.H. Pihkala, Lauri: *Sport, Travail, Culture*. Rapport officiel de la conférence internationale sur la contribution du sport au perfectionnement professionnel et au développement culturel (Gouvernement finlandais/Unesco 1959) Helsinki 1960. Schaufelberger, Walter: *Der Wettkampf in der Alten Eidgenossenschaft*. Verlag Paul Haupt, Bern.